

Thema Deutsch

Herausgegeben von der Dudenredaktion
und der Gesellschaft für deutsche Sprache
durch Prof. Dr. Rudolf Höberg
und Prof. Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus

Band 11: Grammatik wozu?

Thema Deutsch. Band 11

Grammatik wozu?

Vom Nutzen des Grammatikwissens
in Alltag und Schule

Herausgegeben von Mechthild Habermann

Dudenverlag
Mannheim · Zürich

CHRISTA DÜRSCHIED

Lateinische Schulgrammatik oder andere Modelle? Welche Grammatik eignet sich am besten zur Beschreibung des Deutschen?

Ein Mensch, der in seinem Leben keine Grammatik gelernt hat, lernt sein Leben durch nicht genau, wenigstens nicht sicher sprechen und schreiben; er irrt in Ungewissheit umher und hat kein Leitseil im großen Labyrinth der Sprachen und Worte.

JOHANN GOTTFRIED HERDER (1780] 1957: 300)

1 Zum Titel: Was heißt „am besten“?

Jeder Mensch braucht eine Grammatik. Diese Auffassung steht hinter dem Zitat, das hier als Motto vorangestellt wurde und aus der Schullehrde stammt, die HERDER am Gymnasium zu Weimar bei der Abschlussprüfung im Jahr 1780 gehalten hat. *Grammatik* meint dabei nicht das implizite Grammatikwissen, über das jeder Sprecher verfügt; gemeint ist vielmehr, dass der Mensch ein explizites Wissen über den Aufbau von Sprachen braucht, d. h. ein „Modell für Ordnung, Genauigkeit und Klarheit der Begriffe im Kopfe“ (Herder [1780] 1957: 300). Dieser Aussage möchte man als Sprachwissenschaftlerin sofort zustimmen, doch muss man sich auch die kritische Frage stellen, wozu ein solch deklaratives Wissen dienlich ist. Sicher ist es hilfreich, sprachliche Strukturen beschreiben zu können und Grammatikkenntnisse in der eigenen Textproduktion gezielt einsetzen zu können, doch braucht dieses Wissen jeder Mensch? Hierauf möchte ich mit den Worten von WILHELM KÖLLER (1988: 385) antworten, der in seinem höchst lesenswerten Buch „Philosophie der Grammatik“ schreibt: „Explizite Grammatikkenntnisse brauchen alle Personen, die ihre Handlungsprozesse nicht nur mit Sprache begleiten, sondern die ihre Handlungsprozesse mit Sprache realisieren“ (Hervorhebung im Orig., C. D.). Zu diesen Personen gehören nach KÖLLER alle Berufsgruppen, die Sprache aktiv oder passiv benutzen, um ihrer Arbeit nachzugehen (also z. B. Lehrer, Journalisten, Theologen, Juristen oder Historiker), aber auch – dies sei ergänzend hinzugefügt – alle Personen, die in der Ausbildung stehen und sich ihr Wissen über die Lektüre von Texten erarbeiten bzw. selbst Texte verfassen müssen (also z. B. Schüler oder Studenten).

Doch hier drängt sich schon die nächste Frage auf: Welche Grammatik kann diesen Personen – um mit HERDER zu sprechen – als „Leitseil“ dienen, mit denen sie sich „im großen Labyrinth der Sprachen und Worte“ bewegen können? Welche Grammatiken gibt es überhaupt? Im vorliegenden Beitrag sollen diese Fragen mit Blick auf das Deutsche erörtert werden. Dabei wird es nicht um die Frage gehen, welches Grammatiklehrwerk man vorzugsweise konsultieren sollte, wenn man vertieftes Wissen über die grammatische Struktur des Deutschen erwerben möchte oder eine Auskunft sucht, um einen sprachlichen Zweifelsfall zu klären. Im Zentrum steht vielmehr die Frage, mit welchem Modell das Deutsche am besten erfasst werden kann. Ist es die lateinische Schulgrammatik, die generative Grammatik, die Valenzgrammatik, die Konstruktionsgrammatik oder ein anderer Beschreibungsansatz? Doch was heißt eigentlich „am besten“? Hier kann man verschiedene Messlatten anlegen, je nachdem, welche Nutzungs- bzw. Erkenntnisinteressen man verfolgt. So kann man sich fragen, ob das Modell als Grundlage für ein Grammatiklehrwerk dienen soll, das die Struktur des Deutschen in einfachen Worten beschreiben möchte. Oder soll es ein Modell sein, das man als Deutschlehrer im DaF¹-Unterricht bzw. als Lehrbuchautor in DaF-Lehrwerken anwenden kann? Oder unterrichtet man auf der Sekundarstufe I und will den Schülern Grammatikkenntnisse vermitteln, auf die sie in der Orthografie, in der Textproduktion und im Fremdsprachenunterricht aufbauen können und die ihr Sprachbewusstsein erweitern?

Solche Fragen zielen auf den praktischen Nutzen von grammatischem Wissen ab; der Maßstab ist also ein anwendungsbezogener. Dies korreliert nicht unbedingt mit den Ansprüchen, die man aus sprachtheoretischer Sicht an ein Grammatikmodell stellt. Hier gilt, dass eine adäquate Grammatik die sprachlichen Phänomene vollständig und widerspruchsfrei beschreiben und im besten Falle auch erklären muss. Eine solche Grammatik kann zum Ziel haben, die allen Sprachen zugrunde liegenden Prinzipien zu modellieren (= universale Grammatik), oder sie kann sich – was ebenfalls schon ein hochgestecktes Ziel ist – auf die Beschreibung einer Einzelsprache beschränken (= partikuläre Grammatik). Weiter kann eine Grammatik die Entwicklungen im Sprachsystem über die Jahrhunderte hinweg beschreiben (= diachrone Grammatik) oder ausschließlich den Istzustand im Fokus haben

(= synchrone Grammatik). Auch kann ein Grammatikmodell den Ausgangspunkt bei empirischen Daten nehmen und diese zu beschreiben versuchen (= deskriptive Grammatik)² oder ein Modell sein, das allgemeine Hypothesen formuliert und anhand von diesen die in einer Sprache vorkommenden Strukturen zu erfassen versucht (= formale Grammatik).

Mit diesen Vorüberlegungen kann nun die im Titel gestellte Leitfrage präzisiert werden: Welche Grammatik eignet sich aus anwendungsbezogener Sicht am besten zur Beschreibung des Deutschen und welche Grammatik ist aus sprachtheoretischer Sicht die geeignetste? Gibt es womöglich eine Grammatik, die den Ansprüchen auf beiden Ebenen gerecht wird? Da hier der Schwerpunkt auf dem gegenwärtigen Deutsch liegt, muss ein solches Modell nicht daran gemessen werden, ob es den Ansprüchen an eine universale Grammatik genügt, und es wird auch nicht gefordert, dass es diachron ausgerichtet ist. Es sollte „nur“ dazu geeignet sein, die grammatische Struktur des Deutschen zu beschreiben bzw. eine Reihe von konsistenten Aussagen zur Verfügung zu stellen, die auf die Analyse des Deutschen anwendbar sind.

2 Grundsätzliche Bemerkungen

Im Folgenden lege ich meinen Ausführungen einen engen, traditionellen Grammatikbegriff zugrunde. Dieser umfasst die Morphologie und Syntax, also die formale Beschreibung von Sprache auf Wort- und Satzebene. Selbstverständlich werden dabei auch semantische Aspekte miteinbezogen, sofern sie für die Strukturanalyse notwendig sind. Doch bleiben weitere Ebenen des Sprachsystems, die in anderen Arbeiten (so auch in der Dudengrammatik) ebenfalls zur Grammatik gerechnet werden (z. B. die Laut- und Textebene), ausgeklammert. Diese stünden dann zur Diskussion, wenn es hier um linguistische Modelle zur Gesamtbeschreibung des Deutschen gehen würde. Das hier gesetzte Ziel ist bescheidener: Es sollen nur solche Modelle betrachtet werden, die ihren Schwerpunkt auf die Beschreibung morphologischer und syntaktischer Regularitäten des Deutschen legen. Dies ist der Kernbereich der lateinischen Schulgrammatik, die den meisten aus ihrer Schulzeit noch bekannt sein dürfte. Viele verbinden damit Begriffe wie Kongruenz

¹ Diese Fußnote sei nicht nur dafür genutzt, die Abkürzung „DaF“ zu erläutern: „Deutsch als Fremdsprache“. Ich möchte an dieser Stelle auch NADJO GIGER und MARTIN BUSINGER danken, die eine frühere Version des Aufsatzes kritisch kommentiert haben.

² Notabene: Es ist nicht ausgeschlossen, dass eine deskriptive Grammatik präskriptiv genutzt wird, also daraus Regeln zum korrekten Sprachgebrauch abgeleitet werden. Für den fremdsprachigen Deutschlerner kann dies eine wichtige Orientierungshilfe sein.

und Flexion, Wortart und Satzglied, Konjugation und Deklination, Adverbial und Attribut, Kasus, Numerus, Modus und Tempus. Alle diese Kategorisierungen gehören zum Kanon der traditionellen Wort- und Satzlehre. Das zeigt bereits ein Blick in das „Verzeichnis grundlegender grammatischer Fachausdrücke“, das in Deutschland seit den 1980er-Jahren als curriculare Vorgabe für den Grammatikunterricht gilt,³ oder in eine beliebige Schulgrammatik (z. B. die Schoebe-Grammatik). Dabei meint der Ausdruck „Schulgrammatik“ nichts anderes als ein Grammatiklehrwerk, das im Sprachunterricht eingesetzt werden kann. Die Basis eines solchen Lehrwerks muss nicht die „lateinische Grammatik“ sein, sie kann im Prinzip, wie JOACHIM LATA CZ (1979/1994: 639) schreibt, jede „Grammatik-Sehweise“ sein, sofern sie sich für didaktische Zwecke einsetzen lässt.

Wenn dagegen von „lateinischer Schulgrammatik“ die Rede ist, dann ist damit nicht nur ein bestimmter Verwendungszweck gemeint (= Grammatik für die Schule), sondern auch eine bestimmte „Grammatik-Sehweise“, die ihre Ursprünge in der griechischen Antike hat und den Schwerpunkt auf die Unterscheidung der Wortarten und Wortformen legt. Diese zunächst nur für das Griechische entwickelte Grammatik wurde später auf das Lateinische übertragen, wobei die spezifischen Eigenschaften des Lateinischen „teilweise gewaltsam an das griechische System angepasst“ (Latacz 1979/1994: 655) wurden. Die deutschen Grammatiken ihrerseits übernahmen diese Kategorisierungen, meist zusammen mit den lateinischen Termini. Erst im 18. Jahrhundert wurde die auf die Bestimmung der Wortarten (= Redeteile) bezogene Satzanalyse um die funktionale Unterscheidung der Grundelemente eines Satzes in Subjekt, Prädikat, Objekt und Adverbial erweitert.⁴ Beide Verfahren, die Wortarten- und die Satzgliedanalyse, stellen auch heute noch – oder wieder, wenn man die didaktischen Konzepte der letzten 50 Jahre Revue passieren lässt (vgl. Peyer 2005) – zentrale Komponenten des Grammatikunterrichts dar.

Nun noch ein Wort zur weiteren Vorgehensweise: In Abschnitt 3 skizziere ich, welche Grammatikmodelle für die Beschreibung des Deutschen infrage kommen und was diese aus theoretischer Sicht zu leisten vermögen. In Abschnitt 4 werde ich auf dieser Basis die im Titel

gestellte Frage zu beantworten versuchen. Dabei lege ich den Schwerpunkt auf die Frage, welches grammatische Modell aus anwendungsbezogener Sicht am geeignetsten zur Beschreibung des Deutschen ist. Dies wird anhand eines Beispielsatzes diskutiert.

3 Grammatikmodelle

Alle im Folgenden genannten Grammatikmodelle können, wie weiter oben dargelegt, unter bestimmten Bedingungen auch für den Schulunterricht geeignet sein. In der Regel verfolgen sie diese Absicht aber nicht; ihr vorrangiges Ziel ist die konsistente Beschreibung sprachlicher Regularitäten. Die Auswahl der Grammatiken, die man hier vorstellen könnte, ist groß. Auch müsste man zu jeder Grammatik eine längere Abhandlung schreiben. Das ist nicht das Anliegen der vorliegenden Arbeit; sie soll nur einen ersten Eindruck davon vermitteln, welche Grammatiken im linguistischen Diskurs sind. Schlägt man z. B. in dem Buch „Grammatikmodelle“ von PETER SCHLOBINSKI (2003) nach, dann findet man darin ein Kapitel zum Strukturalismus, zur Dependenz- und Valenzgrammatik, zum Generativismus (inkl. Optimalitätstheorie), zum Funktionalismus, zum Kognitivismus, zur Kategorialgrammatik und zu deklarativen Grammatikansätzen. Diese Liste stellt nur eine Auswahl dar, sie ist keineswegs vollständig (siehe Jung/Lohnstein 2006 zum Vergleich). So bleibt das Stellungsfeldermodell unerwähnt (vgl. dazu Dürscheid 2010: 88–105). Das hängt sicher damit zusammen, dass es zu hochgegriffen scheint, diesen Ansatz als Grammatikmodell zu bezeichnen. Es handelt sich ja nur, so könnte man argumentieren, um eine Sammlung von Beobachtungen zur linearen Struktur des Deutschen. Doch auch das Stellungsfeldermodell soll hier berücksichtigt werden, da es eigens am Deutschen entwickelt wurde. Ohnehin stellt sich die Frage, ob es berechtigt ist, alle im Folgenden skizzierten Forschungsansätze als „Modelle“ zu bezeichnen, da sie keineswegs alle zum Ziel haben, die zu untersuchende Realität (d. h. die natürliche Sprache) vollständig abzubilden. Ich übernehme diese in der Linguistik übliche Diktion hier dennoch, bin mir der Problematik dieses Sprachgebrauchs aber durchaus bewusst.

Hingewiesen sei noch darauf, dass in der folgenden Darstellung die Kategorialgrammatik ausgeklammert wird, da sie ihren Schwerpunkt in der Computerlinguistik hat (vgl. hierzu Schlobinski 2003: 193–212). Auch auf die Kognitive Grammatik (vgl. Langacker 2008), die versucht, sprachliche Strukturen aus kognitiven Prinzipien abzuleiten, gehe ich nicht ein (vgl. hierzu Schlobinski 2003: 164–177). In groben Zügen dargestellt werden: 1) der Strukturalismus, 2) die generative Gramma-

³ Dieses Verzeichnis wurde im Jahr 1982 von der Kultusministerkonferenz verabschiedet. Es ist abrufbar unter URL: http://www.uni-koeln.de/ew-fak/Deutsch/materialien/mbm/Verzeichn_Grammatischer_Fachausdruecke.pdf, Zugriff 04.07.2010.

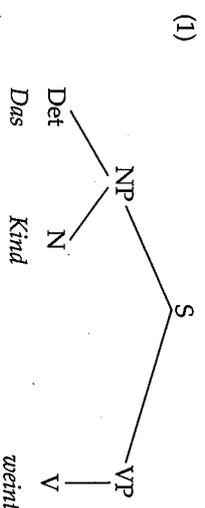
⁴ Das Attribut gehört nicht in diese Reihe. Es ist nicht Satzglied, sondern Teil eines Satzglieds. So besteht der Satz *Die Tochter meiner Freundin studiert Germanistik* aus drei (nicht vier) Satzgliedern, wobei das erste ein Attribut (*meiner Freundin*) enthält.

tik, 3) die Valenz- und Dependenzgrammatik, 4) der Funktionalismus, 5) die Konstruktionsgrammatik und 6) das Stellungsfeldermodell.

1) Der **Strukturalismus** geht zurück auf FERDINAND DE SAUSSURE, dessen posthum veröffentlichtes Buch „Cours de linguistique générale“ (1916) den Grundstein für die moderne Grammatikschreibung legte. Ein für unsere Fragestellung wichtiger Aspekt ist die darin vorgenommene Unterscheidung zwischen Syntagma und Paradigma. Ein Satz stellt eine lineare Verkettung von sprachlichen Zeichen dar, ein Syntagma (z. B. *Das Kind weint*). Diese Zeichen können an ihrer jeweiligen syntaktischen Position durch andere, kategorial äquivalente Zeichen ersetzt werden (z. B. *Der₁ Mann₂ kommt₃*). Auf diese Weise entsteht ein Paradigma, eine Klasse von Zeichen, die gemeinsame Eigenschaften teilen und – wie in unserem Beispiel – Wortarten zugeordnet werden können (*Artikel₁, Substantiv₂, Verb₃*).⁵ Nun ist es aber keineswegs so, dass zwischen Satz und Wort nicht noch weitere Einheiten (= Konstituenten) vorhanden wären. So bilden die Wörter *das* und *Kind* eine Konstituente, eine Substantivgruppe (vgl. [*Das Kind*]₁ *weint*₂). Aus welchen strukturellen Einheiten ein Satz besteht, lässt sich ermitteln, indem man Konstituententests durchführt, also beispielsweise überprüft, welche Elemente im Satz gemeinsam umgestellt werden können (= Permutationstest). Solche Tests kommen auch im Schulunterricht zur Anwendung, hier nennt man sie Umstellungsprobe bzw. Ersetzungsprobe (= Substitutionstest, vgl. *Das Kind weint* > *Es weint*). Die auf diese Weise ermittelten Konstituenten werden als Phrasen bezeichnet und, je nach Kern, als Nominalphrase (NP), Adjektivphrase (AP), Verbalphrase (VP) oder Präpositionalphrase (PP) klassifiziert. So besteht der Satz *Das Kind weint* aus zwei Phrasen, der NP *das Kind* und der VP *weint*. Die erste Konstituente, die NP, ist noch weiter segmentierbar (*das* und *Kind*), für die zweite Konstituente, die VP, gilt das im gegebenen Beispiel auf syntaktischer Ebene nicht. Es ist eine Phrase, die nur aus ihrem Kern, dem Verb, besteht.

Der hier vorgestellte Ansatz nimmt Bezug auf den amerikanischen Strukturalismus, d. h. auf eine der vielen linguistischen Schulen, die auf der Basis des „Cours“ entstanden sind. Im amerikanischen Strukturalismus wird der Aufbau von Sätzen grafisch in Form von Baumdiagrammen dargestellt. So hat der Satz *Das Kind weint* den fol-

genden Aufbau (wobei das Symbol S für „Satz“ und „Det“ für „Determinans“ steht):



Eine solche Strukturanalyse mag zunächst nicht spektakulär scheinen, sie erfährt in der modernen Sprachwissenschaft aber viel Beachtung. Das hängt damit zusammen, dass sie als Basis für ein anderes Modell dient, das als das bedeutendste des 20. Jahrhunderts gilt: die generative Grammatik.

2) Die Zielsetzung der **generativen Grammatik** (= GG) ist zwar eine völlig andere (s. u.), in methodischer Hinsicht schließt sie aber an den amerikanischen Strukturalismus an und übernimmt in ihren Anfängen auch seine Beschreibungssprache. So werden in der GG die Phrasen ebenfalls nach ihrem Kern (= Kopf) in NP, VP, AP und PP unterschieden und die Konstituenten eines Satzes über Konstituententests ermittelt. Allerdings wurden die generativen Strukturanalysen im Laufe der Jahre immer differenzierter, sodass heute nur noch wenig an einen einfachen Strukturbaum aus den 1960er-Jahren erinnert und Phrasentypen wie DP, IP, TP, AgrP und CP das Bild dominieren.⁶ Die in der GG formulierten Phrasenstrukturregeln basieren auf Prinzipien, die, so wird angenommen, in allen Sprachen anwendbar sind. Ausgearbeitet wurde dieser Ansatz in der X-Theory bzw. X-bar-Theorie, einer der Teiltheorien der GG. X steht hier als Variable für den Phrasenkern (z. B. V), „bar“ (engl. für ‚Balken‘) zeigt an, dass die auf diesem Kern aufbauende Phrase aus mehreren Hierarchieebenen besteht. In der Verbalphrase unterscheidet man beispielsweise – in vereinfachter Darstellung – die Ebenen V (*lesen*), V' (*ein Buch lesen*) und V'' (*gerne ein Buch lesen*). Die oberste Ebene (die sogenannte maximale Projektion) besteht also aus dem Verb und allen mit dem Verb vorkommenden Konstituenten, d. h. aus den Komplementen (= vom Verb geforderte Ergänzungen) und den Adjunkten (= nicht valenzgebundene Einheiten, s. u.).

⁵ Diese Analyse ist nicht nur auf Satzebene anwendbar. Auch Wörter können segmentiert (z. B. *schmerz₂haft₃*) und die so ermittelten Morpheme weiter klassifiziert werden. Dasselbe gilt auch für die Lautebene.

⁶ Eine Erläuterung zu diesen Bezeichnungen würde hier zu weit führen. Es sei nur so viel gesagt, dass der Kopf der DP ein Artikel ist und D für „Determinans“ steht. Der Kern der anderen hier genannten Phrasentypen (z. B. TP, IP) ist kein lexikalisches Element. Dabei handelt es sich um grammatische Informationen (z. B. Tempus, Flexion).

Ein solches Adjunkt stellt in der VP *germe* ein Buch lesen die Konstituenten *germe* dar. Sie besetzt – in generativer Diktion – eine „Nicht-Argumentposition“ – im Gegensatz zu *ein Buch*, das in einer Argumentposition (in diesem Falle in der Objektposition) steht.

Die GG ist eng verbunden mit dem Namen NOAM CHOMSKY. Er hat alle ihre Entwicklungen (von der Transformationsgrammatik über die sogenannte Standardtheorie, die Rektions- und Bindungstheorie bis hin zum minimalistischen Programm) geprägt und eine neue Sichtweise in die Sprachwissenschaft eingebracht. Der GG geht es nämlich nicht mehr darum, sprachliche Strukturen zu beschreiben. Ihr Ziel ist, erklären zu können, wie diese Strukturen vom Sprecher gebildet (= generiert) und erworben werden. Darin unterscheidet sie sich grundlegend vom Strukturalismus, aber auch von anderen, nicht kognitiv ausgerichteten Grammatiken. Die Modellierung der sprachlichen Kompetenz basiert in der GG auf der Formulierung von Phrasenstrukturregeln bzw. – in neueren Arbeiten – von X-bar-Regeln (s. o.) und auf der Durchführung von syntaktischen Prozeduren (= Transformationen). Bis in die 1980er-Jahre wurden auf diese Weise generierte Sätze als „Oberflächenstrukturen“ bezeichnet. In neueren Arbeiten hat man die Unterscheidung von Tiefen- und Oberflächenstrukturen aufgegeben, und auch Transformationen haben im Theoriegebäude nicht mehr den ihnen ursprünglich zugewiesenen Platz. Daher spricht man heute auch nicht mehr von generativer „Transformations“-grammatik, sondern nur noch von generativer Grammatik.

An dieser Stelle sei noch ein Wort zur Optimalitätstheorie (OT) gesagt, die SCHLOBINSKI (2003) der generativen Grammatik zurechnet. Die OT teilt mit der GG die Annahme, dass der Strukturtaufbau auf universalen Prinzipien beruht. Doch sind die zentralen Prämissen der OT andere als in der GG: In der OT wird angenommen, dass beliebig viele, auch ungrammatische Strukturen (= Kandidaten) generiert werden können. Die formale Beschreibung dieses Generierungsprozesses steht nicht im Zentrum der Theorie; ihr Schwerpunkt liegt auf der Frage, wie in dem Set möglicher Kandidaten die grammatischen (= optimalen) ermittelt werden können. Als Grundlage für diese Evaluation dienen Beschränkungen, die in einem Wettbewerb zueinander stehen. Dabei kann es durchaus sein, dass eine Beschränkung in einer Sprache höher gewichtet (= geranter) wird als in einer anderen. Nehmen wir beispielsweise an, es gebe eine Beschränkung, die besagt, dass die Subjektposition immer besetzt sein muss (z. B. *Er singt*, nicht **singt*). Wie diese Beschränkung jeweils gewichtet wird, ist sprachspezifisch, aber auch je nach Satztyp (vgl. *Sing!*) verschieden. Im Italienischen z. B. ist die Strukturvariante ohne Subjektpromomen der Normalfall (vgl. *_cantu*,

dt. er/sie/es singt). Die Beschränkung ist hier also – in OT-Diktion – „tief geranter“. Nichtsdestoweniger gibt es diese Beschränkung auch für das Italienische, denn die Beschränkungen sind, so wird in der OT angenommen, universaler Natur.

Die OT ist also, wie auch die GG, eine universale Grammatik. Sie beschreibt, wie „Entscheidungsprozesse in Systemen ablaufen, die miteinander unvereinbar, aber nach Wichtigkeit geordnete Anforderungen enthalten“ (Businger 2010: 153). Die OT ist in diesem Sinne nicht nur auf die Sprache, sondern auf alle Systeme anwendbar, in denen divergierende Beschränkungen aufeinanderreffen. In grammatiktheoretischer Hinsicht müssen sich OT und GG daran messen lassen, ob sie mit der Struktur der jeweils betrachteten Einzelsprache kompatibel sind und ob ihre Hypothesen in sich schlüssig sind. Die OT-Forschung steht hier noch am Anfang, in der GG finden sich dagegen bereits zahlreiche Studien, die eine Verbindung von Universalgrammatik und Einzelsprachen zu leisten versuchen. So gibt es mit Blick auf das Deutsche viele Arbeiten, die syntaktische Phänomene (z. B. Wortstellung, Passivierung) im generativen Rahmen beschreiben (z. B. Grewendorf 2002). Für die OT ist die Zahl noch marginal; eine wichtige optimalitätstheoretische Arbeit, die auf das Deutsche Bezug nimmt, stammt von GERBON MÜLLER (2000).

3) **Valenz- und Dependenzgrammatik** werden hier, SCHLOBINSKI (2003) folgend, zusammengefasst, auch wenn es sich um zwei verschiedene Forschungsperspektiven handelt. Beiden gemeinsam ist, dass sie 1) mit LUCIEN TESNIÈRES grundlegendem Werk „Éléments de syntaxe structurale“ (1959) denselben Referenztext haben, dass sie 2) den Satz vom Verb aus analysieren und dass 3) in der Dependenzgrammatik (DG) das Konzept der Valenz eine zentrale Rolle spielt (aber nicht umgekehrt). Die Unterschiede liegen in Folgendem:

Die DG ist ein Modell, das den Satz als ein Gefüge von Abhängigkeiten (= Konnexionen) darstellt. Das Element, von dem die anderen Elemente in diesem Gefüge abhängig sind, wird als *Regens*⁷ bezeichnet, die jeweils untergeordneten Elemente als *Dependenten*. Jedes *Dependent* kann seinerseits *Regens* sein, wenn ihm Elemente untergeordnet sind. Grafisch lässt sich eine solche Struktur in einem Baumdiagramm darstellen.

⁷ „Regens“ legt die Assoziation zu „Rektion“ nahe. Dieser Terminus bezeichnet laut Dudengrammatik (2009: 1257) „die Eigenschaft von Verben, Adjektiven und Präpositionen, den Kasus eines von ihnen abhängigen Wortes zu bestimmen.“ Die Assoziation ist aber nur z. T. berechtigt, da in der DG auch das Subjekt vom Verb abhängt, der Kasus des Subjekts aber, anders als der Kasus der Objekte, nicht vom Verb bestimmt wird.

gramm (= Stemma) darstellen, wobei – anders als im Strukturalismus und in der GG – die hierarchische Ordnung nicht über eine Teil-Ganzes-Darstellung erfolgt, sondern über Abhängigkeitsrelationen. Der Satz *Das Kind weint* hat in der DG die folgende Struktur:

- (2)
- | | |
|-------|--|
| weint | (= Regens ₁) |
| | |
| Kind | (= Dependens ₁ /Regens ₂) |
| | |
| das | (= Dependens ₂) |

Wie (2) zeigt, ist es das finite Verb, das hier als oberstes Regens fungiert. Der Grund für diese Herausstellung des Verbs ist der folgende: Das Verb bestimmt die Organisation des ganzen Satzes, vom Verb hängt es ab, welche Satzglieder neben dem Subjekt auftreten und welche semantische Rollen (z. B. Agens, Patiens) diese einnehmen. So verlangt das Verb *helfen* ein Subjekt und ein Dativobjekt, das Verb *unterstützen* ein Subjekt und ein Akkusativobjekt. Das Subjekt trägt dabei in der Regel die Agensrolle, das Objekt die Patiensrolle. Jedes Verb hat eine solche Wertigkeit (= Valenz), die syntaktisch und semantisch bestimmbar ist.

Dieses Valenzkonzept wird von TESNIÈRE nur auf Verben bezogen, neuere Arbeiten sehen dagegen auch Substantive und Adjektive als Valenzträger an. Das Verb, so schreibt TESNIÈRE (1959/1980: 161), ist vergleichbar mit einem „Atom, an dem Häkchen angebracht sind“. Je nachdem, wie viele Häkchen angebracht sind (oder generativ gesprochen: wie viele Argumentpositionen ein Verb hat), unterscheidet man einwertige Verben (z. B. *schlafen*), zweiwertige Verben (z. B. *treffen*) und dreiwertige Verben (z. B. *geben*). So ist das Verb *weint* im obigen Beispielsatz einwertig. Das gilt auch dann, wenn neben dem Subjekt noch weitere Dependents auftreten würden (z. B. *Das Kind weint oft in der Schule*). Sie zählen nicht zu den Ergänzungen (= valenzgebundene Glieder), sie gehören zu den Angaben. Diese sind, wie das Beispiel zeigt, meist frei hinzufüßbar bzw. – umgekehrt betrachtet – weglassbar, ohne dass der Satz ungrammatisch würde. Nach TESNIÈRE bezeichnen Angaben die näheren Umstände (= frz. ‚circonstants‘) des Geschehens, sie gehören nicht zu den Akteuren (= frz. ‚actants‘), d. h. zu den Ergänzungen. Allerdings ist die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben nicht so einfach, wie es den Anschein haben mag (vgl. Storrer 2003), denn es gibt auch Ergänzungen, die weglassbar sind, aber dennoch als valenzgebunden gelten (vgl. *Er schenkt den Armen Geld* > *Er schenkt Geld*). Andererseits treten mit Verben präpositionale Glieder auf, welche die näheren Umstände eines Geschehens beschreiben, aber den-

nicht weglassbar sind (vgl. *Er legt das Buch auf den Tisch* > **Er legt das Buch*). In der Dudengrammatik (2009: 780) werden Letztere auch als „adverbiale Ergänzungen“ kategorisiert.

Valenzrelationen stellen also nur einen Teil der Abhängigkeiten in der DG dar. Als grammatische Teiltheorie kann die Valenztheorie aber, und das ist ein großer Pluspunkt, in jedes Grammatikmodell integriert werden. Außerdem ist das Modell, wie auch die DG, universal anwendbar. Denn die Valenzrealisierungen mögen sich zwar in den Einzelsprachen unterscheiden, gemeinsam ist aber allen Sprachen, dass es lexikalische Elemente gibt, die – mit den Worten von VILMOS ÁGEL (2000: 105) gesprochen – „die Fähigkeit/Potenz haben, die semantische und syntaktische Organisation des Satzes zu prädeterninieren“.

4) Unter **Funktionalismus** werden hier verschiedene Richtungen zusammengefasst (vgl. dazu ausführlich Welke 2005). Alle Ansätze gehen von der Annahme aus, dass es grammatische Phänomene gibt, die kommunikativ-funktional beschreibbar sind. Ein viel zitiertes Beispiel hierfür ist die Abfolge der nominalen Satzglieder (vgl. *Peter fährt morgen nach Berlin*. *Nach Berlin fährt Peter morgen*. *Morgen fährt Peter nach Berlin*). In der Anordnung von Subjekt, Objekt und Adverbial gibt es im Deutschen eine relativ große Freiheit. Welche Abfolge vorkommt, hängt u. a. vom Mitteilungswert der Satzglieder ab, ob das Satzglied also, der Terminologie der Prager Schule⁸ folgend, Thema (= Element mit niedrigem Mitteilungswert) oder Rhema (= Element mit hohem Mitteilungswert) ist. Dies lässt sich nur ermitteln, wenn die Äußerung nicht isoliert betrachtet wird. Sie muss in einem Kontext stehen, aus dem heraus die Informationsgliederung erschließbar ist. Für die Sprachproduktion heißt dies, dass der Sprecher nicht nur syntaktischen Prinzipien folgt (z. B. „Stelle das finite Verb im deutschen Nebensatz ans Ende“⁹), sondern auch kommunikative Prinzipien den Ausschlag für die jeweilige Struktur geben (z. B. „Stelle das Element mit dem höchsten Mitteilungswert an den Satzanfang“¹⁰).

Doch nicht nur die Informationsgliederung, auch die Perspektivensetzung spielt bei der Entscheidung des Sprechers für oder gegen eine bestimmte Satzstruktur eine Rolle. So kann der Sprecher die an einem Sachverhalt Beteiligten mit seiner Äußerung in die Perspektive rücken, oder er kann sie, ganz im Gegenteil, ausblenden. Allein von der Entscheidung für eine Aktiv- oder Passivkonstruktion kann es z. B. abhängen, ob derjenige, der die Tätigkeit ausübt (d. h. semantisch die Agens-

⁸ Dabei handelt es sich ebenfalls um eine Strömung des (europäischen) Strukturalismus.

rolle trägt), erwähnt wird oder nicht. Dasselbe gilt auch für die Wahl bestimmter Verben: Verwendet der Sprecher das transitive Verb *beüben*, dann nimmt er den Angelenen in die Perspektive hinein. Entscheidet er sich dagegen für die intransitive Variante *lügen*, dann ist dies nicht erforderlich (vgl. *Peter lügt*). Diese Perspektivierung (vgl. Köller 2004) ist unabhängig von der Kennzeichnung des Mitteilungswerts. So unterscheiden sich die beiden Sätze *Petra schütt den Apfel* und *Der Apfel wird geschütt* in ihrer Perspektivsetzung. Dies sagt aber nichts aus über ihre Informationsgliederung. In beiden Sätzen kann das Satzglied, das sich auf den außersprachlichen Referenten *Apfel* bezieht, einen geringeren Mittelungswert haben. Das ist z. B. der Fall, wenn der Fokus auf der Information liegt, dass der Apfel geschütt, nicht aber gewaschen wird. In der gesprochenen Sprache ließe sich dies durch den Satzakzent zum Ausdruck bringen (vgl. *Petra schütt den Apfel. Der Apfel wird geschütt*).

Halten wir fest: Funktionale Grammatiker gehen davon aus, dass sprachliche Strukturen über außersprachliche Faktoren (Informationsgliederung, Perspektivierung, Fokussierung u. a.) beschreibbar sind. Das schließend strukturbedingene Grammatiker zwar auch nicht aus, sie ordnen diesen Faktoren aber einen nachgeordneten Stellenwert zu. Das Deutsche lässt sich mit beiden Ansätzen beschreiben. Dies muss nicht alternativ geschehen; die Modelle ergänzen sich (vgl. Abschn. 4). Davon unbenommen ist aber die Tatsache, dass in der Theorie der eine oder der andere Ansatz ins Zentrum der Betrachtung gestellt wird.

5) Die **Konstruktionsgrammatik** gehört zur Gruppe der deklarativen Grammatikansätze (vgl. Schlobinski 2003: 213–227). Das gemeinsame Merkmal dieser Ansätze ist, dass sie sprachliches Wissen zu simulieren versuchen. Ihre Vertreter gehen davon aus, dass dieses Wissen deklarativen Charakter hat, also nicht, wie in der GG angenommen, über Regeln oder Prinzipien hergeleitet (= deriviert) wird, sondern explizit abgespeichert ist. Einer dieser Ansätze hat in jüngster Zeit auch im deutschsprachigen Raum immer mehr an Bedeutung gewonnen. Es ist die Konstruktionsgrammatik, auf die häufig mit dem Kürzel CxG (für engl. *Construction Grammar*) verwiesen wird.⁹ Allen Richtungen der CxG gemeinsam ist die Annahme, dass die Struktur einer Sprache vollständig über ein Inventar von Form-Bedeutungspaaren beschrieben werden kann – und zwar nicht nur im Bereich des Wortschatzes, sondern auch in der Syntax. Solche Form-Bedeutungspaare werden als

„Konstruktionen“ bezeichnet und als abstrakte, aus Variablen bestehende Einheiten notiert, die wiederkehrende sprachliche Muster beschreiben. So lassen sich die Sequenzen *der Oma den Koffer tragen* oder *dem Kind die Haare waschen* in einer gemeinsamen Formel abstrahieren: (X) vollzieht eine Handlung (Z) an (Y), und das geschieht im Interesse von (Y) (vgl. Jacobs 2008: 6).¹⁰ Diese Konstruktion kann produktiv verwendet werden. Doch das ist nicht immer der Fall. Jacobs (2008: 7) führt hierfür das Beispiel der „In-X-setzen-Konstruktion“ an, die nur eingeschränkt produktiv ist (vgl. *in Kenntnis setzen*, *in Fahrt setzen*, aber nicht **in Wissen setzen*).

Der Konstruktionsbegriff wird in der CxG aber nicht nur, wie diese Beispiele es vielleicht nahelegen, auf produktive oder beschränkt produktive Einheiten bezogen. Auch feststehende idiomatische Wendungen, wie etwa das Syntagma *das Handtuch werfen*, werden als Form-Bedeutungspaare dargestellt, ebenso Wörter, die aus mehreren Morphemen bestehen. Dies illustriert Jacobs (2008: 6) an den *be*-Verben vom Typ *bereiten* und *besohlen*. Selbst Wörter, die morphologisch nicht weiter segmentierbar sind (z. B. *Haus*), werden als Konstruktionen betrachtet. Jeder sprachliche Ausdruck stellt also eine Konstruktion dar, unabhängig von seiner Komplexitätsebene. Handelt es sich um einen Satz, so ist es eine Konstruktion, in die Konstruktionen eingebettet sind und in diese wiederum Konstruktionen – bis hin zu den atomaren Konstruktionen. Doch führt das nicht zu einer inflationären Annahme von Konstruktionen? Und welche Vorteile bringt die CxG gegenüber anderen Ansätzen, wie z. B. der generativen Grammatik oder der Valenztheorie (vgl. Welke 2009)?

Ein Unterschied zur Valenztheorie liegt auf der Hand: Hier werden grammatische Strukturen „bottom up“, d. h. vom Verb aus, aufgebaut (s. o.), es handelt sich also, in der Terminologie von Jacobs, um ein projektionistisches Modell. Allerdings kommt in manchen Sequenzen gar kein Verb vor, von dem aus die Projektion starten könnte. Das gilt z. B. für elliptische Sätze wie *Nieder mit den Studiengeldern!* oder *Auf zum Oktoberfest!* (Beispiele aus Jacobs 2008: 15). In der CxG können solche verbleibenden Strukturen ohne weitere Zusatzannahmen als Konstruktionen analysiert werden. In anderen Fällen ließen sich die Analysen aber ebenso gut „bottom up“ durchführen. Das Fazit von Jacobs (2008: 41) ist auch, dass eine Grammatik „sowohl konstruktionsistische Elemente, nämlich konkrete komplexe Konstruktionen, als auch projektionistische Elemente [...] enthalten“ muss.

⁹ Eine wichtige Vertreterin dieser Richtung ist die amerikanische Sprachwissenschaftlerin ADRIEL E. GOLDBERG (vgl. Goldberg 2006).

¹⁰ Auf die Wiedergabe der formalen Notation verzichte ich hier, auch weil es – je nach CxG-Schule – verschiedene Versionen gibt.

Kommen wir nun noch zu den Unterschieden zur generativen Grammatik: In der CxG wird angenommen, dass in den Konstruktionen bereits alle relevanten sprachlichen Merkmale kodiert sind. In der GG werden diese Merkmale getrennten Modulen, der Syntax, der Semantik und der Phonologie, zugeordnet. Außerdem geht die CxG im Gegensatz zur GG davon aus, dass die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks sich nicht vollständig aus den Eigenschaften seiner Komponenten herleiten lässt. Zwischen lexikalischen Einheiten (Wörtern) und grammatischen Einheiten (Phrasen) gibt es also keinen systematischen Unterschied; sie alle sind Form-Bedeutungspaare. Bei idiomatischen Wendungen (vgl. *Tomaten auf den Augen haben*) überrascht das nicht, doch auch für freie Wortverbindungen gilt in der CxG, dass es Konstruktionen sind, in denen die Bedeutung des Ganzen mehr sein kann als die Bedeutung seiner Teile. Alle diese Konstruktionen stehen zueinander „in systematisch beschreibbaren Verhältnissen, d. h., sie bilden ein strukturiertes Inventar“ (Fischer/Stefanowitsch 2006: 4). Aufgabe der Grammatik muss es sein, dieses komplexe Inventar zu beschreiben. Inwieweit das für die Einzelsprachen gelingt und welche Rolle Konstruktionen im Spracherwerb spielen, sind dabei noch weitgehend offene Fragen.

6) Das **Stellungsfeldermodell** (auch: topologisches Modell) beschreibt die Struktur des Satzes mithilfe der Termini Vorfeld (VF), Mittelfeld (MF) und Nachfeld (NF). Für den deutschen Aussagesatz heißt dies: Der Abschnitt vor dem finiten Verb ist das VF. Das MF ist der Abschnitt zwischen dem finiten Verb und allenfalls vorkommenden infiniten Verben bzw. einem Verbzusatz, das NF der Abschnitt, der dieser Sequenz folgt. Diese Felder-Bezeichnungen haben den Vorteil, dass sie jeweils genau lokalisieren, um welchen Bereich des Satzes es sich handelt. Demgegenüber sind Aussagen wie „Das Subjekt steht am Anfang“ vage; spricht man dagegen davon, dass das Subjekt im VF steht, dann ist die fragliche Position klar umrissen.

Betrachten wir ein Beispiel, um das Ganze etwas anschaulicher zu machen: *Gute Bücher liest er seinen Kindern vor, wenn er Zeit hat.* Im Vorfeld (VF) steht hier ein Objekt (und nicht etwa das Subjekt), im Mittelfeld (MF) das Subjekt und ein weiteres Objekt, im Nachfeld (NF) der Nebensatz. Die Felder werden durch das finite Verb *liest* und den Verbzusatz *vor* voneinander geschieden. Diese beiden Elemente bilden eine Klammer: Das Verb stellt die linke Satzklammer (SK) dar, der Verbzusatz die rechte. Diese Klammerstruktur ist ein Charakteristikum des Deutschen. In anderen Sprachen (z. B. im Englischen) treten die verbalen Elemente in einer Einheit auf. Damit soll aber nicht gesagt werden,

dass die rechte SK im Deutschen immer besetzt sein muss (vgl. *Er liest ein Buch, auch wenn er nur wenig Zeit hat*); sie ist aber als Strukturposition immer vorhanden. Das gilt ebenso für den Aufforderungssatz, dessen syntaktisches Merkmal es ist, dass das finite Verb an erster Stelle steht. Auch hier bilden die verbalen Elemente eine Klammer (vgl. *Hören Sie mir zu!*). Anders als bei Aussagesätzen ist aber kein VF vorhanden, das Verb in der linken SK bildet das erste Element. Aufforderungssätze sind also Verberbsätze (= Sätze ohne VF), Aussagesätze sind Verbzweitsätze (= Sätze mit VF). Letzteres gilt auch dann, wenn das VF nicht besetzt sein sollte (vgl. *Bin gleich wieder da.*): Dies ändert nichts daran, dass das VF im Aussagesatz als Strukturposition vorhanden ist.

Ein weiterer Satztypus, der eine Klammerstruktur aufweist, ist der Fragesatz. Hier ist weiter zu unterscheiden zwischen Ergänzungs- und Entscheidungsfragesätzen. Erstere haben ein VF (vgl. *Wann kommst Du?*), letztere nicht (vgl. *Wirst Du kommen?*). Die folgende Übersicht zeigt die Unterschiede in einer Tabelle:

(3)

| VF | linke SK | MF | rechte SK | NF |
|----------------------|----------|---------|-----------|-------------------|
| a) Er | hört | mir | zu, | wenn ich spreche. |
| b) Wenn ich spreche, | hört | er mir | zu. | |
| c) Wer | hört | mir | zu, | wenn ich spreche? |
| d) | Hört | er mir | zu, | wenn ich spreche? |
| e) | Hören | Sie mir | zu, | wenn ich spreche! |

Wie wir sehen, tritt in allen Beispielen ein Nebensatz auf – entweder im NF oder, wie in b) der Fall, im VF. Dieser Nebensatz kann in seiner internen Struktur ebenfalls auf der Basis des Stellungsfeldermodells analysiert werden. Darauf habe ich in (3) aus Gründen der Übersichtlichkeit verzichtet, es soll nun aber auch die Struktur von Nebensätzen im Rahmen des Stellungsfeldermodells skizziert werden:

Wird der Nebensatz durch eine Konjunktion eingeleitet, dann stehen die verbalen Elemente am Ende (vgl. *weil ich heute nicht kommen werde*). Doch auch diese Ausdrucksweise ist vage. Sie lässt sich im Stellungsfeldermodell präzisieren: Die verbalen Elemente stehen in der rechten SK. Das Pendant dazu ist die Konjunktion, welche in diesem Fall die linke SK bildet. Auch hier wird also eine Klammerstruktur angesetzt. Dies ist insofern berechtigt, als die Endstellung des Verbs an

das Vorkommen der Konjunktion geknüpft ist, beide bilden gewissermaßen eine virtuelle Einheit. Fehlt die Konjunktion, dann steht das finite Verb in der Zweitposition (vgl. *Es heißt, er kommt heute* vs. *Es heißt, dass er heute kommt*). Die Struktur eines Nebensatzes (= Verbandsatzes) sieht im Stellungsfeldermodell folgendermaßen aus:

(4)

| linke SK | MF | rechte SK | NF |
|----------|-----------------|--------------|----|
| weil | ich heute nicht | kommen werde | |

Ein VF ist in dieser Struktur nicht vorgesehen. Das zeigt die Ungrammatikalität des Nebensatzes **ich weil heute nicht kommen werde*, in der fälschlich ein VF angesetzt wurde. Anders liegen die Dinge beim NF: Dieses ist strukturell als Abschnitt im Nebensatz vorhanden und könnte z. B. ebenfalls durch einen Nebensatz besetzt werden (vgl. *weil ich heute nicht kommen werde, obwohl ich Zeit hätte*).

Damit sind die Grundzüge des Stellungsfeldermodells beschrieben. Erwähnt sei noch, dass dieser Ansatz auf eine Arbeit von ERICH DRACH (1937/1963) zurückgeht. DRACH schreibt in seinem Büchlein „Grundgedanken der deutschen Satzlehre“, dass

vielleicht außerhalb der lateinischen Ordnungsbegriffe im arteigenen Sprachgestalten des Deutschen (Hervorhebung im Orig., C. D.) noch andere Wesensmerkmale vorhanden sind, die zu durchschauen für den Schütler viel bildungswertiger ist, als daß er fünf Satzfüße, zehn Wortarten und ebenso viele Abarten des Nebensatzes mit lateinischen Fachwörtern benamen könne. (Drach 1937/1963: 6)

Damit kommen wir zurück zur lateinischen Grammatik und zu der damit verbundenen Frage, welchen Stellenwert sie im Vergleich zu anderen Grammatikmodellen hat. DRACH nimmt hier eine klare Position ein: Man müsse sich, so schreibt er, von „der Denkweise der lateinischen Grammatik“ (1937/1963: 6) lösen, wenn man die Wesensmerkmale des Deutschen „durchschauen“ will.

4 Antwort auf die im Titel gestellte Frage

Zum Schluss werde ich eine Antwort auf die Frage geben, welches Modell sich am besten zur Beschreibung des Deutschen eignet. Dabei lege ich nur die anwendungsbezogene Sicht zugrunde; die Bewertung aus sprachtheoretischer Sicht ist eine prinzipielle (wenn nicht gar eine ideologische) Frage, die man in der Linguistik je nach Wissenschaftsverständnis anders beantworten wird. Des Weiteren gehe ich phäno-

menorientiert vor, d. h., ich beschreibe eine empirisch belegte Äußerung aus grammatischer Sicht. Dazu wähle ich eine Sequenz aus der oben erwähnten Schullrede von JOHANN GOTTFRIED HERDER: „er irret in Ungewißheit umher und hat kein Leitseil im großen Labyrinth der Sprachen und Worte“. Um diesen Satz¹¹ beschreiben zu können, reicht es in der Tat nicht aus, seine Wortarten und Satzglieder zu bestimmen. Wenn man weitere Aussagen zu seiner Struktur machen möchte, geschieht dies am besten in Kombination mit dem Stellungsfeldermodell, denn dieses ermöglicht es, die Position der Satzglieder genau zu lokalisieren. Das Stellungsfeldermodell macht aber, das sei eigens betont, die Satzgliedbegriffe nicht obsolet. Das zeigt die Analyse des Teilsatzes *und hat kein Leitseil im großen Labyrinth der Sprachen und Worte*.

Das VF, die rechte SK und das NF sind hier nicht besetzt; im MF steht das Syntagma *kein Leitseil im großen Labyrinth der Sprachen und Worte*. Wie diese Sequenz intern strukturiert ist, lässt sich nur beschreiben, wenn man über eine Metasprache verfügt, die die einzelnen Glieder voneinander unterscheidet. So kann man feststellen, dass im MF ein Objekt (*kein Leitseil*) und ein Adverbial (*im großen Labyrinth der Sprachen und Worte*) bzw. – strukturalistisch gesprochen – eine NP und eine PP kombiniert wurden. Warum bestimmte Alternativen zu dieser Abfolge ausgeschlossen sind, ergibt sich unmittelbar aus der Zweiteilung in Objekt und Adverbial: Nur diese beiden Elemente lassen sich umgruppieren, nicht Teile davon. Das sieht man z. B. daran, dass das Attribut *der Sprachen und Worte* nicht bzw. nicht ohne Bedeutungsveränderung an eine andere Position im MF gestellt werden kann (vgl. **hat der Sprachen und Worte kein Leitseil im großen Labyrinth*). Das ist aber sehr wohl möglich für das Adverbial als Ganzes. Es kann im MF vor das Objekt treten (vgl. *hat im großen Labyrinth der Sprachen und Worte kein Leitseil*). Um erklären zu können, unter welchen Bedingungen eine solche Voranstellung möglich ist, reicht diese syntaktische Analyse aber nicht aus (sie lässt ja beide Abfolgen zu); hier müssen kommunikativ-funktionale Aspekte berücksichtigt werden.

Betrachten wir nun noch kurz den ersten Teil des Satzes: *er irret in Ungewissheit umher*. Das VF ist mit einem Subjektpronomen besetzt. Die Verwendung des Pronomens signalisiert, dass der Referent bekannt ist.¹² Im VF steht hier also das Thema, d. h. das Element mit dem geringsten Mittelungswert. Das Rhema besteht aus dem Rest des Satzes; es ist die Antwort auf die implizite Frage: „Was tut ein Mensch, der in

¹¹ Streng genommen handelt es sich um einen Teilsatz, der zu einer mit Semikolon untergliederten Satzverbindung gehört (siehe das vorangestellte Zitat).

¹² In der Tat wurde dieser durch den Vorgängersatz bereits eingeführt: *Ein Mensch, der in seinem Leben keine Grammatik gelernt hat ...*

seinem Leben keine Grammatik gelernt hat?" Das MF ist nur mit einem Satzglied besetzt (*in Ungewissheit*). Dieses lässt sich als Adverbial bzw. – valenztheoretisch gesprochen – als Angabe klassifizieren. Die rechte SK wird durch den Verbzusatz *umher* besetzt, der als klammerschließendes Element das MF vom zweiten Teilsatz abgrenzt.

Bis hierher wurden sowohl Beschreibungselemente aus der lateinischen Grammatik (bzw. alternativ dazu aus dem Strukturalismus) als auch aus dem Stellungsfeldermodell, der funktionalen Grammatik und der Valenzgrammatik verwendet. Wenn es nun um die Frage geht, wie die Struktur des Satzes grafisch am besten darstellbar ist, dann kann man ebenfalls auf den Strukturalismus, aber auch auf die GG oder die DG zurückgreifen. Welchen Ansatz man wählt, hängt von sprachtheoretischen Erwägungen ab; gemeinsam ist allen, dass sie die Struktur des Satzes auf mehreren Hierarchieebenen darstellen, und zwar entweder vom Verb (DG) oder vom Satz aus (GG/Strukturalismus). Dies gilt für die Konstruktionsgrammatik nicht. In der CXG wird der ganze Satz als Bündel von Konstruktionen dargestellt, die über bestimmte formale und semantische Eigenschaften verfügen.

Welche Grammatik eignet sich nun am besten zur Beschreibung des Deutschen? Meine Antwort lautet: Hierfür braucht man keines der in Abschnitt 3 vorgestellten Modelle als Ganzes, wichtig aber ist, dass man die zentralen, damit verbundenen Komponenten kennt. Es sind dies zu großen Teilen die, die ich hier vorgestellt habe. Für eine anwendungsbezogene Beschreibung der Struktur deutscher Sätze, etwa in der Schule, reichen diese Komponenten – in Ergänzung zur lateinischen Grammatik – aus. Damit ist nicht gesagt, dass sie ausreichen, um das Sprachbewusstsein der Schüler zu erweitern. Dafür ist eine umfassendere Beschäftigung mit der deutschen Sprache erforderlich, die über die Grammatik hinausgeht und Fragen der Mündlichkeit und Schriftlichkeit, des situativen Kontexts, der Angemessenheit sprachlicher Äußerungen und viele andere mehr thematisiert.

Literatur

- Ägel, Vilmos (2000): Valenztheorie. Tübingen (narr studienbücher).
- Businger, Martin (2010): Optimalitätstheorie. In: Dürscheid, Christa: Syntax. Grundlagen und Theorien. Ergänzt um ein Kapitel zur Optimalitätstheorie von Martin Businger. 5., durchges. Aufl. Göttingen, 154–172.
- Drach, Erich (1937/1963): Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Frankfurt am Main [unv. ND von Darmstadt 1940]. 1. Aufl. 1937/1.
- Duden (2009): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Hrsg. von der Dudenredaktion. 8., überarb. Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich (Duden Bd. 4).
- Dürscheid, Christa (2010): Syntax. Grundlagen und Theorien. Ergänzt um ein Kapitel zur Optimalitätstheorie von Martin Businger. 5., durchges. Aufl. Göttingen.
- Fischer, Kerstin/Stefanowitsch, Anatol (2006): Konstruktionsgrammatik: Ein Überblick. In: Fischer, Kerstin/Stefanowitsch, Anatol (Hrsg.): Konstruktionsgrammatik. Von der Anwendung zur Theorie. Tübingen (Stauffenburg Linguistik 40), 3–17.
- Goldberg, Adele E. (2006): Constructions at Work. The Nature of Generalizations in Language. Oxford.
- Grewendorf, Günther (2002): Minimalistische Syntax. Tübingen (UTB 2313).
- Helders Werke in fünf Bänden (1957). Ausgewählt u. eingeleitet v. Wilhelm Dob-
bek. Fünfter Band. Weimar.
- Jacobs, Joachim (2008): Wozu Konstruktionen? In: Linguistische Berichte 213, 3–44.
- Jungens, Oliver/Lohnstein, Horst (2006): Einführung in die Grammatiktheorie. München.
- Köller, Wilhelm (1988): Philosophie der Grammatik. Vom Sinn sprachlichen Wissens. Stuttgart.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin.
- Langacker, Ronald W. (2008): Cognitive Grammar. A Basic Introduction. Oxford.
- Latacz, Joachim (1979): Die Entwicklung der griechischen und lateinischen Schulgrammatik. In: Gruber, Joachim/Maler, Friedrich (Hrsg.): Handbuch der Fachdidaktik. München. [Wieder abgedruckt in: Latacz, Joachim (1994): Erschließung der Antike. Kleine Schriften zur Literatur der Griechen und Römer. Hrsg. v. Fritz Graf et al. Stuttgart/Leipzig, 639–670.]
- Müller, Gereon (2000): Elemente der optimalitätstheoretischen Syntax. Tübingen (Stauffenburg Linguistik 20).
- Peyer, Arn (2005): Grammatikunterricht. In: Lange, Günter/Weinhold, Swanje (Hrsg.): Grundlagen der Deutschdidaktik. Sprachdidaktik – Medientdidaktik – Literaturdidaktik. Baltmannweiler, 73–100.
- Saussure, Ferdinand de ([1916] 1969): Cours de linguistique générale. Paris. [Dt.: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Übersetzt v. Herman Lom-mel. 3. Aufl. Mit einem Nachwort v. Peter Ernst Berlin/New York 2001 (de Gruy-ter Studienbuch).]
- Schlobinski, Peter (2003): Grammatikmodelle. Positionen und Perspektiven. Wies-baden (Studienbücher zur Linguistik 10).
- Schoebe, Gerhard (2008): Grammatik kompakt. München.
- Storfer, Angelika (2003): Ergänzungen und Angaben. In: Ägel, Vilmos/Eichinger, Ludwig M./Eroms, Hans-Werner et al. (Hrsg.): Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. 1. Halbbd. Berlin/New York (HSK 25.1), 764–781.
- Tesnière, Lucien (1959): Éléments de syntaxe structurale. Paris. [Dt.: Grundzüge der strukturalen Syntax. Hrsg. und übersetzt v. Ulrich Engel. Stuttgart 1980.]
- Welke, Klaus (2005): Deutsche Syntax funktional. Perspektiviertheit syntaktischer Strukturen. 2., bearb. Aufl. Tübingen (Stauffenburg Linguistik 22).
- Welke, Klaus (2009): Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. In: ZGL 37/1, 81–124.